

Zeitschrift: SuchtMagazin
Herausgeber: Infodrog
Band: 25 (1999)
Heft: 1

Artikel: Spiel, Sucht und Gesellschaft
Autor: Lippuner, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-800975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Spiel, Sucht und Gesellschaft

Es gibt zahlreiche Vorstellungen darüber, welches Verhalten als süchtig zu bezeichnen sei. Diese Vielfalt drückt sich auch im Mangel an durchdachten Konzepten für die Suchtprävention nieder. Insbesondere der strukturelle Aspekt wird immer wieder vernachlässigt.

HEINZ LIPPUNER*

Ich bin ein schlechter Spieler: Sei es beim Jassen, beim Tennisspielen oder am Fernseher beim Fussballspiel. Ich bin ein schlechter Spieler, weil ich so schlecht verlieren kann – und dies nicht nur beim Spiel.

Ein Sieg...

1991 haben wir uns ein Bein ausgerissen, einen Abstimmungskampf gegen Werbemillionen gewonnen: In Zürich wurden die Geldspielautomaten verboten. Wir waren alle sehr ambivalent; dass man mit Verboten gegen Sucht und psychisches Elend vorgehen könne, daran glaubten wir nicht, aber bei dieser Sucht, der Geld-Automaten-Spielsucht, waren wir überzeugt, mit dem Verbot einen wichtigen Schritt zu tun.

* Heinz Lippuner, lic.phil, Psychotherapeut FSP, Praxis: Kreuzbühlstrasse 1, 8008 Zürich. Dieser Artikel basiert auf einem Referat, welches der Autor an der Tagung «Glückspielsucht» hielt, welche die Stiftung Berner Gesundheit am 30.11.98 in Bern durchführte.

Wir haben gewonnen! Abermals haben Millionen für juristisches Geplänkel dafür gesorgt, dass Jahre vergingen, bis die Automaten endlich verschwunden sind; nach einem zweiten Abstimmungssieg.

...und eine Niederlage

Ja, jetzt komme ich darauf zurück, dass ich ein schlechter Verlierer bin. Nun werden wir die Automaten wieder kriegen, weil der Nationalrat trotz des heroischen Einsatzes von Herrn Tschäppät ein Spielbankengesetz verabschiedete, das sich halt mehr am Portemonnaie orientiert als an der Suchtprävention.

Man könnte sagen: Wenn es nicht Wahnsinn ist, so hat es Methode; da sind Kräfte am Werk, die uns von Zeit zu Zeit etwas Geld für Suchtprävention und Suchttherapie zusprechen, aber auch allerhand dazu beitragen, dass wir damit nur auf Sand bauen können.

Sucht – oder Erlebnisgesellschaft?

Über Automaten Spielsucht ist in den andern Artikeln noch ausgiebig die Rede. Ich werde in diesem Text versuchen, meine Gedanken über Spiel, Sehnsucht, Sucht, über Suchttheorien und über die Gesellschaft darzulegen. Diese Gedanken mache ich mir als jemand, der psychotherapeutisch arbeitet – eher selten mit SuchtpatientInnen – aber auch als Dozent für Gesellschaftstheorie an einer Fachhochschule. Mit der Suchtthematik direkt beschäftige ich mich v.a. als Supervisor in Institutionen der Suchttherapie.

Wenn ich den Buchtiteln glaube oder die Titelgeschichten der grossen Magazine als Spiegel der Realität nehme, dann leben wir in einer «betäubten

Gesellschaft», werden bedroht von einer sich ausbreitenden «Versüchtelung», oder wir leben schlicht und einfach in einer «Suchtgesellschaft». Schuld sind mal die Eltern, dann die linken LehrerInnen, dann die Werbung usw. Doch siehe da: In den gleichen Magazinen leben wir schon eine Woche später in der Erlebnisgesellschaft und können uns kaum wehren, ob all der Möglichkeiten. Als ob alles nur ein Spiel wäre.

Vom Ernst des Spiels

Ich will keine, umfassende Theorie des menschlichen Spiels darstellen – ich könnte das auch nicht. Ich möchte hier nur kurz einige zentrale Aspekte ansprechen, sehr persönlich gewichtet. Auf diese werde ich gegen Ende meines Artikels zurückkommen.

«*Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.*»

Schiller gibt dem Spiel in seinen Briefen «Über die ästhetische Erziehung des Menschen» zentrale Bedeutung. Und Jean Paul, der Romantiker, sieht im Spiel, im Anschluss an Rousseau, einen wesentlichen Zug der Menschwerdung. Das Spiel ist die eigentliche Aufgabe der Kinder, ihre «Arbeit», also eine ernste Tätigkeit – rezeptiv durch die Verinnerlichung der Aussenwelt und gestalterisch mittels der Veräusserlichung der Innenwelt.

Eine wunderbare Sache. Allerdings, spielen tun, so lernte ich bei der Arbeit für dieses Referat, auch junge Fische und junge Vögel. Aber, so der Schweizer Philosoph Hans Saner: «Nicht dass er spielt, ist das Humane an ihm (dem Menschen HL), sondern dass er in dieser *Mannigfaltigkeit* spielt, und das nicht bloss am Anfang seines Lebens. Das Spiel ist eine *humane Fundamentalthandlung*. Der Mensch *existiert spielend*».



Ist das Spiel am Automaten ein Spiel?

Der Kulturhistoriker Johan Huizinga hat in einer der wichtigsten Theorien des Spiels klargemacht, dass Spiele nicht aus unserer Kultur hervorgehen, sondern die Kulturen aus dem Spiel.

Wir können mit ihm sehen, dass Spiel:

- (zweck-)freies Handeln ist; es erfüllt keine sittliche Pflicht, dient nicht der Befriedigung von Lebensnotwendigkeiten.
- nicht das gewöhnliche Leben ist, sondern verbunden mit einem Heraustreten in eine Sphäre von Aktivität mit eigener Tendenz.
- sich innerhalb eigener Grenzen von Raum und Zeit abspielt und einen Sinn in sich birgt.
- bindet und löst, einen Rhythmus von Spannung und Entspannung eingebaut hat.

Wenn sie in einen Spielsalon gehen, reicht eine Minute, um festzustellen, dass dem nicht so ist, dass hier nicht in menschliche Fähigkeiten *ingeübt* wird, dass hier keine *Erholung* stattfindet, ganz zu schweigen von einer *Katharsis* – da wird nicht gespielt; wesentliche Charakteristika des Spielfehlen.

Die Intelligenz sitzt im Chip des Automaten, von Zweckfreiheit kann nicht die Rede sein, die Spielerin, der Spieler ist degradiert. Betriebsamkeit täuscht Bedeutsamkeit vor, grad so wie

die Spielereien mit dem Handy auf der Strasse dies ja auch tun.

Wo sind etwa die vom Leiter der Zürcher Suchtpräventionsstelle, Urs Abt, unter strukturorientierter Prävention geforderten «Glücksspielmöglichkeiten, die nicht gewinnorientiert sind»; wie steht es um die «Entwicklung von attraktiven Spielautomaten, die zu 2 oder 3 gespielt werden müssen»?

Nutzen statt Spiel

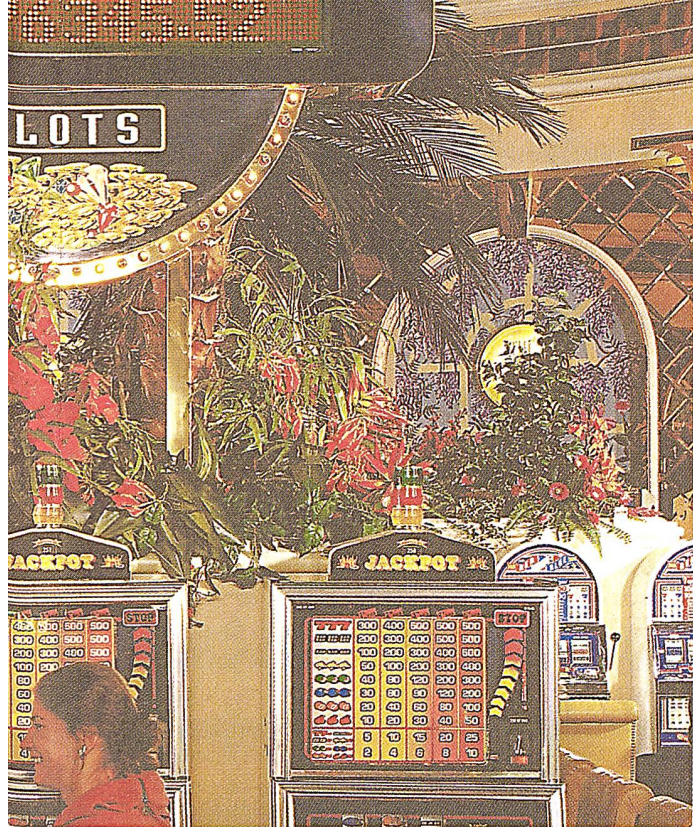
Huizinga sieht unsere Epoche als eine, die das Spiel Schritt für Schritt zurückdrängt, dem Prinzip des Nützlichen zum totalen Durchbruch verhilft. Seit seinem Buch sind einige Jahre vergangen, das Spiel, das Spielen boomt; es wird aber immer kommerzialisierter, ausgebeutet – sei es in den Perversionen des Spitzensports, sei es in den Dummheiten der Fernsehspielshows. Hans Saner beschäftigt sich in seinem schon erwähnten, schönen Aufsatz «Die anthropologische Bedeutung des Spiels» mit verschiedenen Arten von Spielen. Er arbeitet am Beispiel des kindlichen Rollenspiels weitere wesentliche Aspekte des Spielens heraus, setzt es in Beziehung zur sozialen Realität, Regeln und der Macht. Ich zitiere:

«Die Verdeutlichung und Verniedlichung zeigt sich zum Beispiel im alemannischen Sprachgebrauch. Kinder spielen nicht Arzt, Mutter, Lehrer und Schüler, sondern Dökterlis, Müeterlis,

Lehrerlis und Schüelerlis.(...) Er (der Dimunitiv) relativiert und ironisiert die Rollendifferenz, und diese Ironie zeigt sich noch einmal im Rollentausch. Schon in der nächsten Runde ist das Kind die Mutter, der Patient der Arzt usw. Soziale Rollenverhältnisse sind im Spiel beliebig vertauschbar, ja die Spielgerechtigkeit verlangt den Rollentausch und schafft einen sozialen Ausgleich. Gespielt wird somit das Absolutum, dass es Rollen gibt – und der Skandal, dass Rollendifferenzen mit Machtdifferenzen verbunden sind, wird auch noch überhöht. Aber ihm wird jede Endgültigkeit genommen. (...) Damit aber wird Soziales nicht bloss nachgespielt, sondern ihm wird auch die Alternative vorgespielt.»

Von Süchten umzingelt

Soweit das Spiel – nun zurück zur Sucht. Der Psychoanalytiker Otto Fenichel schrieb vor vielen Jahren: «Jedes Ding kann Droge sein und süchtig machen». Der Psychiater Gebtsattel meinte: «Jede Leidenschaft kann süchtig entarten.» Die Dinge sind bekannt: Alkohol, Tabletten, Nikotin, Koffein, Heroin, Kokain, Haschisch und natürlich all die neuen Designerdrogen. Blieben uns noch die Leidenschaften, und die sind uns ja weit weniger geläufig. Ich nenne mal die entdeckten Suchtformen und überlasse es ihrer Phantasie, die dahinter steckenden



Leidenschaften zu entdecken: Spielsucht, Fernsicht, Arbeitssucht, Liebesucht, Sexsucht, Kleptomanie, Kaufsucht, Fress- und Brechsucht (sprich: Bulimie), Magersucht, Sucht nach Extremsituationen wie Bergsteigen, Ravesucht, und jetzt natürlich auch die Internetsucht, mit den obligaten «Anonymen Netzholikern» und einem ersten Spezialbehandlungszentrum, dem «Center for On-Line Addiction» kurz «Cola». Natürlich gibt es auch exotische Renner: Feuerlaufsucht, Skalpellsucht usw. Der Ethnologe Eibl-Eibelsfeld steuert die Tugend sucht bei, andere seines Faches die Gesundheitssucht und die Neuigkeitssucht. Mein Liebling noch dazu: die Blutspendesucht. Zur Erklärung des Suchtverhaltens existieren gegen dreissig theoretische Ansätze, so zu hören im August an einer grossen Suchtkonferenz in Zürich. Sollte es früher eher etwas dämmrig und weich werden, nimmt heute der Konsum von leistungssteigernden Substanzen zu. Um den Anforderungen zu genügen, werden auch ausserhalb des Sports Dopingmittel geschluckt, und Anabolika sollen helfen, den in der Werbung-propagierten Körperidealen zu genügen.

Suchttheorien und Menschenbilder

Ich kenne diese Theorien nicht alle, nur die psychodynamischen, die psychoso-

zialen Ansätze. Und da kann ich noch so viele Bücher und Artikel lesen – der Denkansatz könnte mit zwei Zitaten zusammengefasst werden: «Hinter jeder Sucht steht eine Sehnsucht», wie eine Radiosendung betitelt war, und «Sucht reimt sich verdächtig schön auf Flucht», was in verschiedenen Zeitungen immer wieder so ähnlich den Lead abgibt.

Wenn die Gründe nicht im individuellen Schicksal des Einzelnen lokalisiert sind, werden uns Vorschläge gemacht, wie wir verstehen könnten, wieso immer weniger Leuten eine kreative Realisierung ihrer Sehnsüchte gelingt. Es ist die Rede von der Leistungsgesellschaft, der Zerstörung der traditionellen Lebenswelt, die auch Rollen und Ansehen zuwies, Nischen, Gegenwelten ermöglichte.

Und was, wenn das nicht mehr so ist? Wenn nur noch Leistung zählt? Dazu lesen wir in der «Neuen Zürcher Zeitung» unter dem Titel «Die Kälte der rationalen Gesellschaft» in schönstem Soziologendeutsch: «*Sie (die es nicht schaffen HL) entwickeln Strategien der Selbstverteidigung, die aber im wesentlichen auf der Zurücknahme von Ansprüchen beruhen oder auf der Methode des Selbsthandicaps.*»

Die Süchtigen, welche Dinge sie auch konsumieren oder welches Verhalten sie auch exzessive ausführen, sind dann Menschen, die ihre Sehnsüchte nach Geborgenheit, Anerkennung und

Selbstverwirklichung nicht realisieren können – und vor den Gefühlen des Versagens, der Angst, der Einsamkeit, der Wertlosigkeit und Langeweile fliehen. Das diffuse Gefühl, es fehle etwas, ist dem präzisen Mangel gewichen. Wir sollten aber nicht übersehen, dass trotz zunehmender Abhängigkeit lange der Eindruck trägt, man könne selber über Stimmungen und deren Veränderung verfügen – ein Hauch von Autonomie und Macht, wie als Gegenerfahrung zur eben auch erlebten Fremdbestimmung und Ohnmacht.

Nebenbei, es sind ja nicht nur Süchtige, die der Kälte der rationalen Gesellschaft ausweichen. Indianerschwitzhütten, Mystik, Exotik, Astrologie – eine lange Liste der «Wiederverzauerungen» wäre aufzuführen.

(Nicht) alles ist möglich

Doch zurück zu den «Süchtigen». Ob sich einer seinen Stoff reinzieht oder sich am Geldautomaten zum Ausschütten körpereigener Endorphine bringt, oder gar durch Blutspenden eine «geile» Leere im Kopf erzeugt, gemeinsam scheint mir bei allen Suchtformen, stoffgebundenen wie stoffungebundenen, der «wahnhaftige Glaube, es sich selbst besorgen zu können», oder etwas weniger lasziv als in diesem Zitat von Wulf Hübner: gemeinsam ist der Glaube an die beliebige Wiederholbarkeit der Erfahrung, selbstbestimmt sei-

ne Befindlichkeit ändern zu können, sich selbst und sein Dasein ändern zu können.

Wird es uns nicht täglich mitgeteilt, dass wir in einer Erlebnisgesellschaft leben, dass wir nicht mehr an Zwänge der Rollen gebunden seien, dass wir Patchworkidentitäten bilden würden, die Wahl hätten, am Morgen Banker, am Abend Raver zu sein, wenn nicht gar heute Mann, morgen Frau. Lebensstile und Identitäten sind en gros zu haben, jeder Mensch eigener Sinn- und Existenzbastler. Alles kann, ja soll versucht werden, alles kann gelingen.

Eine grandiose Mogelpackung! Und unter dem Zeichen der Globalisierung wird eine «alternativlose Weltgesellschaft mit alternativer Kultur» (Alois Hahn) produziert, alle äffen den gleichen Lebensstil nach und treiben so eine schreckliche Selbstprovinzialisierung voran.

Wenn sich alle Suchttheorien darin so einig sind, das zentrale und wichtigste Kriterium jeder Sucht sei der Kontrollverlust, dann finde ich das eine Banalität, wenn keine Verbindung hergestellt wird zum Verlust von Kontrolle und Einflussmöglichkeiten im täglichen Leben des einzelnen Menschen – beim gleichzeitigen Dauerversprechen, alles sei möglich, alles erlebbar.

Suchtauslöser

Natürlich herrscht Einigkeit darüber, dass Sucht auch im Kontext des gesellschaftlichen Umfeldes verstanden werden könne und müsse. Alle haben sich schon immer als Sozialpsychologen gesehen. Geht es aber um die Frage, warum einige den Versuchungen widerstehen, andere nicht, dann heisst das Fach schnell Moralpsychologie und der Fetisch der Ich-Stärke leuchtet auf.

Noch ganz vorsichtig schreibt etwa Werner Gross im Buch «Sucht ohne

Drogen»: *«Der entscheidende Auslöser von Suchtverhalten ist ein zu schwach ausgeprägtes Selbstwertgefühl, das sich in mangelnder Selbstsicherheit oder in übertrieben grandioser Weise zeigt. Es ist auffällig, dass sich Süchtige von äusseren Einflüssen leicht irritieren lassen. Sucht ist eine Verwahrlosung des Innenlebens.»*

Einem Übersichtsartikel zu unzähligen Theoriearbeiten, zusammengestellt von Schmidbauer und von Scheidt, entnehme ich weit happigere Unfreundlichkeiten. Mit nahezu jedem Defekt, jedem Konflikt und jeder unsympathischen Charaktereigenschaft ist Sucht schon erklärt worden. Selbst da, wo Sucht nicht als Flucht gesehen wird, sondern als Protest, ist es natürlich ein misslungener Protest, letztlich auch ein Versager, oder ein aus innerer Logik fehlschlagender Selbsthilfeversuch.

Einig sind sich alle Modelle darin, Oralität und Narzissmus der Süchtigen als zumindest angekratzt zu schildern. Sucht hilft gegen negative Affekte und ist weiter Schutzwall gegen innere Leere und ferner der Versuch, sich selbst zu spüren.

Die folgende, angeblich als allgemeingültig anerkannte Charakterisierung süchtiger Personen findet sich im bereits erwähnten Buch «Sucht ohne Drogen» (das Buch ist zwar etwa 8 Jahre alt, die Liste findet sich aber aktuell auf etlichen Internetseiten):

- starke gefühlsmässige und psychovegetative Sensibilität und Labilität
- geringe emotionale Integration
- angstbesetzte Befindlichkeit
- Stimmungs labilität
- hypochondrische Symptome
- depressive Grundstruktur
- hohe Selbstachtung und hohes persönliches Anspruchsniveau.

Mir geht es nicht um Richtigkeit oder Erklärungswert dieser Schilderung, sondern um den Tonfall. Es klingt wie

aus der Ferne meiner Pubertät, gemischt mit Stellungnahmen der Zürcher SVP zu Randgruppen.

Ich kann einem Teil dieser Liste meine Sympathie nicht absprechen, zumal mir das Gegenteil nicht Gesundheit zu sein scheint, sondern Normopathie oder Normopathie. Ich verlange von einer wissenschaftlichen Theorie einfach mehr Reflexion über Menschenbilder und Normalitätsvorstellungen.

Der Kult des Selbstwertgefühls oder doch strukturelle Prävention?

Den einzelnen Betroffenen in meiner Praxis kann ich es verzeihen, wenn sie mal der Kindheit, mal der Gesellschaft, dann aber auch wieder sich selbst die «Schuld» an ihrem Unglück geben. Wenn aber wissenschaftliche Theorien erst beschwören, dass natürlich eine Beziehung zwischen Sucht und Gesellschaft bestehe, dann aber eingleisig davonstolpern, wenn es um die Prävention und die Therapie geht, dann finde ich das unverzeihlich.

Der Leiter der Zürcher Suchtpräventionsstelle schreibt etwa: *«Struktureller (Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen) und personenzentrierter Ansatz (Stärkung des Selbstwertgefühls, der allgemeinen Handlungs- und Kommunikationsfähigkeit) bedingen sich gegenseitig, so wie Menschen und Gesellschaft aufeinander bezogen sind. Sowohl Gesundheitsförderung wie auch Suchtprävention müssen beide Ansätze in ihre Massnahmen miteinbeziehen»*. Fragen sie ihn, welches Lächeln man erntet, wenn man das in den politischen Gremien ernst vertritt.

Wenn wirklich hinter jeder Sucht eine Sehnsucht steht, und wenn wir annehmen, die «Gesellschaft» behindere das kreative Befriedigen dieser Sehnsüchte, dann dürfen wir das «sozial» nicht

wieder vor dem ‹psychologisch› wegstreichen, indem wir vom Einzelnen fordern, er solle bitte es bitzeli ich-stärker werden, damit er die Entsagungen aushält. Die Gesellschaft bleibt so schön kalt und rational.

Peter Brückner schrieb dazu: *«Über die individuelle Störung erhält sich Gesellschaft als die, die sie ist.»* Es gibt keine Form der Gesellschaft, die keine Entsagungen verlangt, das Unbehagen in der Kultur ist nicht wegorganisierbar; aber ich kann hier noch einmal Peter Brückner anführen, der auf Adornos berühmten Satz *«Es gibt kein wahres Leben im falschen»* mit den Worten *«aber ein richtigeres»* konterte.

Etwas rhetorisch möchte ich Sie fragen, liebe LeserInnen, wo sie denn ihre Sehnsüchte nach Autonomie, nach Kontrolle, Selbstbestimmung und Liebe unterbringen? Wie machen sie das, beim heutigen Bodenrecht, Arbeitsrecht; sind sie glücklich über die selbstgewählte Möglichkeit, bei Smog im Haus zu bleiben; sind sie gerne so mobil, wie der Arbeitgeberverband sich Herrn und Frau Schweizer wünscht.

Die grosse Masse ruhig stellen

Das sind Details, zusammengefasst ergeben sie bloss ein Horrorszenario aus politischen Versäumnissen. Und doch, die Veränderung unserer Gesellschaften ist etwas ausser Kontrolle geraten, die Mächtigen der Welt ahnen schon länger, dass die Deregulierung der Märkte und der Gesellschaft gefährliche Kräfte der Verweigerung freisetzen könnte. Die Besitzenden haben den Gesellschaftsvertrag aufgekündigt, der sie an die Arbeitenden band: Wer sich gut ausbildete, redlich mühte und konsumierte, durfte mit Arbeit und wachsendem persönlichem Wohlstand, sicherer Rente und Aufstiegschancen für die Kinder rechnen. Dem ist nicht mehr so. An einem Symposium in San Francis-

co, ähnlich dem Davoser Wirtschaftstreffen, stellte der frühere amerikanische Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski Studien vor, die von einer Ein-Fünftel-Gesellschaft sprechen. Die Mehrheit der Bevölkerung, 80% also, sei dann mit ‹Tittytainment› ruhigzustellen: betäubende Unterhaltung und Nahrung.

Sicher, so heiss wird auch diese Suppe letztlich nicht gegessen. Aber trotzdem, Prävention muss doch auch strukturelle sein, es kann nicht reichen, an den Schulen mit immer noch besseren multimedialen Lehrmitteln auf die Suchtgefahren aufmerksam zu machen. Viele nehmen psychotrope Substanzen und werden nicht süchtig, viele spielen, auch um Geld, und werden nicht süchtig. *Aber bei denen*, die eine Sucht entwickeln, haben sich in jüngster Zeit die Lebensumstände verändert, das zeigen wissenschaftliche Daten, das erfahren wir als Therapeuten.

Über- und – dies muss betont werden – Unterforderung sind kritische Erfahrungen. Dies ist sicher oft sehr individuell zu sehen, aber eine ‹Ökonomie der Aufmerksamkeit›, wie sie etwa der österreichische Philosoph Georg Franck entwirft, gäbe uns Ansätze zu verstehen, wie ganze Gruppen, vielleicht gar Klassen, ihrer traditionellen Aufgabe und Bedeutung beraubt, unterfordert sind, und keine Möglichkeit sehen, sich das knappe Gut ‹Aufmerksamkeit› zu beschaffen.

Und noch eine Frage. Ist Abstinenz ein sinnvolles Ziel? Kann der Spielsüchtige ohne Geld durch den Alltag kommen? Und wie sieht denn der nüchterne Alltag eines verschuldeten Spielers aus? Anders jedenfalls als derjenige seines Helfers, der ihm die Abstinenz empfiehlt.

Und noch dies: Wenn Vermassung, Bürokratisierung, Rationalisierung, Modernität und Zerstörung der traditionellen Lebenswelt Mitursachen von

psychischen Leiden und Süchten sind, muss aber Zweifel aufkommen, ob nun gerade diese Gesellschaft mittels ihrer Institutionen diese Süchte bekämpfen könne.

Mangelnde theoretische Grundlagen

Wenn ich als Psychoanalytiker immer wieder hören muss, der Ödipuskomplex meine, der kleine Junge wolle es mit seiner Mami machen und den Papi loswerden, dann muss ich mich fragen, was an unserer Theorie so ungenau vermittelt ist, dass solche populären Dummversionen rauskommen; genauso möchte ich hier auf populäre Fast-food-Varianten schauen, um zu entdecken, was bei den Suchttheorien wo und wie daneben geht.

Die sogenannte Self-Esteem-Bewegung ist in Amerika eine von Millionen angewendete und von Millionen Kindern erlebte Weltanschauung. Sie zielt v.a. im Bereich der Bildung darauf, Kleinkinder, Kinder und Jugendliche mit einem ausgeprägten Selbstwertgefühl zu versehen. Die Bewegung meint, dies sei *die* Methode, die Jugend vor Drogenmissbrauch und asozialem Verhalten zu bewahren.

Die wissenschaftliche Forschung lacht, die American Psychological Association verurteilt, was aber nichts am Siegeszug der Bewegung ändert. Was die Kinder auch tun: die Eltern und Lehrkräfte schwärmen, bewundern die ‹phantastische Zeichnung›, betonen das ‹einzigartige Talent› und die ‹Besonderheit› jedes Kindes, jedes Jugendlichen. (Lachen Sie nicht über die USA, denken Sie an ihnen bekannte Jungfamilien). Die Bewegung glaubt, das Selbstwertgefühl der Heranwachsenden sei nach allen Kräften zu fördern, alles Negative, also Kritik, sei wegzulassen, das Kind müsse erfahren, dass es einzigartig sei.



Dazu Ulrich Schmid in einer Kritik der Bewegung¹: «Die Kinder können tun, was sie wollen: Stets werden sie gelobt, selbst dann, wenn sie Durchschnittliches produzieren. Verstösse gegen die herrschende Ordnung oder Aggression führt zu bestürzter, aber stets rein verbaler Ermahnung; das Kind wird sanft über die «Enttäuschung» oder die «Traurigkeit» der Eltern unterrichtet, die sein Tun produziert hat, und dann darf es in der Regel ungestraft weiterwüten.»

Da sind natürlich dem Herrn Schmid die Worte etwas durchgegangen, seinen LeserInnen in der NZZ wird's gefallen haben. Aber ernst, die Bewegung und ihre Ergebnisse wurden nun über lange Zeit gründlich erforscht, die Resultate sind niederschmetternd: Amerikanische Kids werden bei Vergleichen von Kindern aus andern Kulturen (China, Japan) regelmässig in den Schatten gestellt, halten aber weit mehr von ihrer Arbeit. Zwischen hoher Selbsteinschätzung und guten Leistungen gibt es keine Korrelationen. Auf Kritik reagieren sie mit Aggression, bezeichnen sich als die

Opfer ungerechtfertigter Vorwürfe, und weniger Drogen, es überrascht nicht, nehmen sie auch nicht.

Jetzt könnte man natürlich sagen, es sei unfair, einen Gast in eine Schnellimbiss-Stube auszuführen und ihm dies als die Haute Cuisine des Landes vorzustellen. Ich habe aber Suchtpräventionskonzepte verschiedener Kantone und Städte, verschiedene Vorschläge von Verbänden und einige Bücher gelesen, viel differenzierter als in dieser Self-Esteem-Bewegung wird da auch nicht gekocht.

Abschliessende Bemerkungen

Ich komme zum Schluss, und damit wie versprochen zurück zum Anfang, zum Spiel. Selbstwertgefühl entsteht eben nicht dadurch, dass es «gefördert» wird, gar durch «positives Denken». Es entsteht durch Dialog, durch Spiel, durch Auseinandersetzung, und dies als Kultur, nicht als Therapie. Dazu braucht es politische Entscheide und nicht einfach mehr therapeutische Angebote. Und interaktiv ist nicht zu

verwechseln mit Multiple choice. Es braucht Freiräume, Lebensgelände, keine Robinson-Spielplätze.

Die Forderungen sind längst ausformuliert, etwa im Suchtpräventionskonzept des Kantons Zürich.

- Chancengleichheit
- Gesundheitsverträglichkeitsprüfung neuer und bestehender Gesetze
- Menschen- und bedürfnisgerechte Gestaltung der sozialen Nahumwelt
- Schaffung und Förderung von sozialen Netzwerken
- usw. usw.
- Verhinderung von ungeeigneten präventiven Massnahmen

Erinnern sie sich an Hans Saners Bemerkungen zum Rollenspiel: «Gespielt wird somit das Absolutum, dass es Rollen gibt – und der Skandal, dass Rollendifferenzen mit Machtdifferenzen verbunden sind, wird auch noch überhöht. Aber ihm wird jede Endgültigkeit genommen. (...). Damit aber wird Soziales nicht bloss nachgespielt, sondern ihm wird auch die Alternative vorgespielt.» ■

¹ in der NZZ vom 5.10.98